Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 22 (1966)
Heft: 5

Artikel: Die Minderheiten in Frankreich
Autor: Hinderling, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420883

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ist doch eine Stilfrage, was denn sonst? Man kann eine Seite auf eine halbe zusammendrängen und sie dabei so verschachteln, daß der Leser mehr Zeit braucht, sich hindurchzubeißen, als er für die ganze hätte aufwenden müssen.
Stil ist nicht nur „schöner" Stil, an dem man sich „ergötzen" kann! (Hat übrigens zum Beispiel Hemingway einen „schönen" Stil geschrieben? Er müßte sich im Grab umwenden! Ihm ging es um anderes, ums Einfangen des Lebendigen, des Erlebens.)
Auch ein Fachartikel hat seinen Stil. Gut ist er, wenn man ihn gar nicht merkt, wenn er die Sache, um die es geht, kurz, klar und lebendig heraustreten läßt. *km*

Die Minderheiten in Frankreich

Zu: Paul Sérant, La France des minorités. Robert Laffont. Paris. 1965. 416 S. und 8 Textkarten. 18,00 Fr.

Von Dr. Robert Hinderling

Wenn man in einer Gesellschaft die Behauptung aufstellt, es gebe in Europa nur zwei Länder, die keine sprachlichen Minderheiten hätten, nämlich Island und Portugal, so kommt fast immer als erste zweiflerische Frage: Ja, wie ist es denn aber mit Frankreich? Diese Frage, so unberechtigt sie ist, ist doch verständlich, weil der französische Staat seit Jahrhunderten nach innen und nach außen das Bild eines zentralistischen Staates in Reinkultur darstellt. In einem solchen Staat ist kein Platz und kein Verständnis für Minderheiten, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich der französische Staat und die französische Öffentlichkeit mit den Minderheiten hauptsächlich negativ beschäftigt haben, also nur mit der Frage, wie man sie am besten aufhebe, das heißt assimiliere. Um so überraschender, erfreulicher und nicht genug zu rühmen ist es, daß nun aus der Feder des jungen französischen Schriftstellers Paul Sérant ein gewichtiges und verständnisvolles Werk über die Minderheiten seines Vaterlandes vorliegt.
Der Ahnungslose wird zunächst einmal staunen über die Fülle und die Größe der französischen Minderheiten. Da gibt es nicht nur Elsässer und Lothringer, sondern auch 1,5 Millionen Flamen, fast

eine Million Bretonen, etwa 100 000 französische Basken (mit den spanischen zusammen eine Million), 250 000 französische Katalanen (mit den spanischen zusammen etwa 7 Millionen), gegen 200 000 Korsen und schließlich nicht weniger als 12 Millionen „Okzitanier", das heißt Provenzalen und Verwandte. Genauere Angaben über diese Minderheiten und den Rückgang der einzelnen Gruppen in Stadt und Land vermißt man allerdings. Die Darstellung ist hauptsächlich historisch. Es geht darum, das Schicksal der Provinzen seit ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich nachzuzeichnen. Dabei kann die Darstellung manchmal einseitig-französisch sein, besonders da, wo es um die umstrittenen Gebiete geht. Von den 34 Seiten über Lothringen sind zum Beispiel nicht weniger als 13 der Zeit von 1940—45 gewidmet, was durch die Zielsetzung des Buches nicht gerechtfertigt wird. Der Verfasser scheint in solchen Fällen aber auch eine positive Tendenz zu verfolgen: Er will seinen Mitbürgern klarmachen, daß sich die Minderheiten im Kriege als mindestens ebenso gute Patrioten erwiesen hätten wie die Mehrheit, wenn auch die besonderen Verhältnisse manchmal Anpassungen verlangten, die man in Innerfrankreich mißverstand. Die französische Säuberung nach 1945 wird von Sérant auch unbarmherzig angeprangert.

Bei der Bestimmung der Minderheit scheint mir die Bedeutung der Sprache zu niedrig angesetzt. Auf diese Weise kommt der Verfasser zu einer „weiten" Fassung des Begriffs der Minderheit, läßt also zum Beispiel als Bretonen auch diejenigen gelten, die kein Bretonisch mehr können, und fordert also für alle Behandlung und Berücksichtigung als Minderheit. Daran mag etwas Richtiges sein. Doch scheint mir dieser Gedanke insofern gefährlich, als er die eigentlichen Probleme, die eben doch sprachlicher Art sind, verdecken helfen könnte. Es könnte dann so weit kommen, daß man etwa dieser Bretagne eine gewisse wirtschaftlich-politische Autonomie einräumt, daß aber im Sprachlich-Kulturellen alles beim alten bleibt. Diesen Verdacht wird man um so weniger los, als Sérant den Minderheiten ihrerseits einen Jakobinismus vorwirft, diesmal aber nicht einen nationalen (wie ihn Frankreich pflegt) sondern einen sprachlichen. Damit ist gemeint, daß die Minderheiten in ihren Ansprüchen zu weit gingen, nur noch ihre Sprache gelten lassen wollten. Und folgerichtig behauptet dann Sérant, daß heute, nachdem das Flämische in Flandern jahrhundertelang unterdrückt gewesen sei, nun umgekehrt das Französische (in Flandern!) unterdrückt werde. Richtig wäre es nach mei-

ner Meinung zu sagen, daß das Französische in Flandern jahrhundertelang hatte, was ihm nicht gehörte, und daß ihm dies von der flämischen Selbständigkeitsbewegung zu Recht wieder genommen wurde. Man soll ja mit der Frage der sprachlichen Rechte nicht die der Schulsprachen verquicken. Daß jeder französische Staatsbürger möglichst gut französisch können muß, wollen wir gerne zugestehen. Dennoch muß zum Schutz einer Minderheit in vielen Bereichen nur seine Sprache gelten können. Weiterhin mißfällt mir der Gedanke, daß zwar alle Sprachen wertvoll, aber nicht alle gleichermaßen reich seien. Der wirkliche Reichtum einer Sprache dürfte schwer zu messen sein. Solche Behauptungen schaffen außerdem immer nur Unmut. Es ist darum eine gesunde Arbeitshypothese, wenn man davon ausgeht, daß alle Sprachen gleich reich seien, wenn auch jeweils auf verschiedenen Gebieten.

Die Arbeit weitet den Blick auf europäische Verhältnisse. Der Föderalismus der deutschen Bundesländer gilt Sérant als vorbildlich. Von der Schweiz erfährt man nur, wo die Verhältnisse im Berner Jura (in einseitiger Weise) zur Sprache kommen. Die Schweiz hat zwar ein Minderheitenproblem, aber nicht in der französischen Schweiz, sondern in Graubünden. All dies zeigt eben wieder, daß es Sérant hauptsächlich um einen politischen Föderalismus geht. — Da öfters in negativer Weise von der Sowjetunion gesprochen wird, muß auch dies einmal gesagt werden: Die Verhältnisse der Minderheiten in der Sowjetunion sind zwar keineswegs ideal, aber eben doch rechtlich und praktisch viel besser als in den meisten westeuropäischen Ländern. Daß die Freiheit der Person in der Sowjetunion beschränkt ist, ist eine andere Sache. Eine Russifizierung gibt es zwar, sie ist aber hauptsächlich eine Folge der rücksichtslos zentralistisch betriebenen Industrialisierung, weniger eine planmäßig betriebene Unduldsamkeit. Es ist einfach eine Tatsache, daß viele Minderheiten dieses zur Hälfte aus Nichtrussen bestehenden Riesenreiches erst nach der Revolution ihre eigenen Schriftsprachen und ihren eigenen Unterricht bekommen haben.

Ein letzter Einwand: Sérant kritisiert die heutigen Verhältnisse in Schule, Rundfunk und Fernsehen. Aber wie diese Mißstände nach seiner Meinung geändert werden müßten, erfährt man nicht. Man würde doch gerne einige handfeste Vorschläge vernehmen.

All diesen Einwendungen zum Trotz wird man diesem Werk die Anerkennung nicht versagen. Das Wichtigste ist ja, daß Sérant die Schwierigkeiten sieht und eine große Verständnisbereitschaft an den

Tag legt. Das als richtig Erkannte läßt er für alle gelten, und so stößt man hier zum Beispiel auf die Äußerung, daß die Austreibung der Sudetendeutschen ein Unrecht gewesen sei. Diese Verständnisbereitschaft auch gegenüber den Deutschen ist in der heutigen Weltpresse ein Unikum. Auch dafür gehört Sérant Dank.

Mit andern Worten . . .

Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Die Erde stattete der Schöpfer mit zwei vorläufigen Eigenschaften aus: sie war wüst und leer. *Wüst* und *leer* sind die beiden ersten Eigenschaftswörter der Bibel. Zwei so kurze und so tiefe Wörter, daß wir sie bis heute nicht ganz begriffen haben. Seit der Erschaffung der Erde haben sich mit den Menschen, den Tieren, den Pflanzen auch die Eigenschaften vermehrt, und zwar so vielfältig, daß die Sprache nicht schritthalten konnte. Die deutsche Sprache erfand deshalb, um den Notstand zu wenden, das zusammengesetzte Eigenschaftswort. Einem reichen Mann steht nunmehr die verlockende Möglichkeit offen, *steinreich* zu werden. Und jeder modische Hut muß es einmal erleben, daß er über Nacht *altmodisch* wird. Die Sprache wuchert. Aber sie erfaßt die unablässig sich wandelnden Eigenschaften der Menschen und Dinge doch nur zum Teil. Jede neue Wortzusammensetzung mahnt an die Vergänglichkeit der Welt.

Die Welt hingegen sträubt sich. Sie bringt so tolle Eigenschaften hervor, daß es der Sprache den Atem verschlägt. Die Wörter fangen an zu stottern. Und wir — aus Nachsicht, vielleicht aus Bequemlichkeit — gewöhnen uns an die Stottersprache. Sie ist ungemein praktisch. Sie löst sich in Formeln auf. Formeln muß man nicht unbedingt verstehen, man kann sie dennoch brauchen. Der *kußechte* Lippenstift ist ein nützliches Ding — was geht das die Grammatik an, ob die Farbe oder der Kuß echt sei. Und ein *sonnenfroher* Lippenstift: der freut sich einfach an der Sonne, genau wie wir alle; warum sollte er nicht? Ein *sorgenfreier* Mensch ist frei von Sorgen. Heute trägt er darüber hinaus auch